

Urseli und der Lautwandel

Autor(en): **Sommer, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **4 (1948)**

Heft 6

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420090>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

bleibt stets der gleiche, erscheine er nun auf der Visitenkarte mit „ei“, „ey“, „ai“ oder „ay“.

Einige nützliche Winke für die Einübung der Selbstlaute:

Bilde sie — jeden an dem ihm zukommenden Platze — möglichst vorn und

1) laß sie auf dem Ausatemungsstrom vom federnden Vorderzungenrücken her hinausschweben. (Nicht oft und eindringlich genug kann betont werden, daß alle Vokale zungenruhende Laute sind, daß bei ihnen also der — auch für die richtige Federung der Vorderzunge nötige — Anschluß an die Hinterwand der untern Schneidezähne unbedingt gewahrt sein muß.)

2) Arbeite nicht auf große Lautstärke hin (sie hat leicht Verkrampfungen im Gefolge und kann der Stimme schaden), sondern auf einen schönen, runden und reinen Vokal mit großem Klang. Dazu verhilft eine etwas monotone, fast gesanghafte Lautgebung. (Übertreibungen beim Üben werden sich beim Sprechen immer wieder ausgleichen.)

3) Übe die Selbstlaute mit vorgeseztem Mittlaut als Klangöffner und schnell von diesem auf den Vokal übergehend. Besonders eignen sich F, P, J und M dafür. Die der Lage der Vokale entsprechende und demgemäß zu empfehlende Reihenfolge ist: pa, pe, pi; po, pu; pä, pö, pü; pei, peu, pau. Sie ist in wechselnder, aber immer bewußt durchgeführter Gliederung und mit entsprechender Atemführung zu üben (also z. B. je bis zum Strichpunkt für sich in einem Atem, oder zwei und zwei Gruppen, oder auch alle vier zusammengefaßt). Hand in Hand mit solch rhythmischem Durchhalten geht eine Beherrschung des Atemstroms und damit im Sprechen die einwandfreie Behandlung der Wortblöcke mit ihren verschiedenen Längen.

Anlautend („Aare“, „oben“ usw.) sind die Vokale immer, auch nach Vorsilben (z. B. „er'innern“, „Ber'ein“, „be'arbeiten“) neu und bestimmt, aber weich einzusetzen. (Schluß folgt)

Urseli und der Lautwandel

Urseli ein sprachliches Vorbild zu nennen, wäre reichlich übertrieben (sie ist auch sonst keins: für gewöhnlich wird aus dem wilden vier-einhalbjährigen Bengelchen erst zur Schlafenszeit ein zartes blondes

Engelein). Gar so schlimm wie vor Monaten, als sie zu uns ins Haus geschneit kam und nach der tröstlichen Mitteilung der Leiterin eines Rückwandererlagers noch nichts konnte als in krausen Worten schimpfen, steht's zwar nicht mehr um ihre Sprachkünste. Doch schütteln die Nachbarn zu ihren drolligen Tiraden immer noch den Kopf, und auch uns gibt Urselis Sprachgemenge — angestammter hochdeutschähnlicher Satzbau und neu erworbenes berndeutsches Wortgut — immer wieder Rätsel auf. Ohne die oft zufallsbedingte Hilfe des Anschauungsunterrichts hätte sich mancher ihrer Sprachbrocken überhaupt nicht „heimweisen“ lassen. Oder wissen Sie etwa, was ein „Pumpum“ ist? Erst als die Kleine in einer Schublade Mottenschutztabletten erspähte und mit einem wahren Triumphgeheul als „Pumpum“ begrüßte, ging uns ein Licht auf, warum diese Dinge in ihrer Vorstellungswelt einen solch bedeutenden Raum eingenommen hatten: Bonbons!

Indes förderte Urselis Gezwitscher mit der Zeit einige Besonderheiten zutage, die sich bei näherem Zusehen als Parallelen zu gewissen Gesetzmäßigkeiten des deutschen und des mit ihm verwandten Sprachgebrauches herausstellten. Erscheinungen, die sonst selten anders als in den fertigen Ergebnissen einer abgeschlossenen Sprachentwicklung sichtbar werden, ließen sich dergestalt unmittelbar in ihrem Entstehen — durch den Mund eines Unmündigen — beobachten.

„Sämänteli binde“, bittet die Kleine, wenn's zum Essen, dem wichtigsten Geschäft des Tages, geht; sie möchte viel „Feilisch“ haben, aber wenig „Dähöpfel“. Gelegentlich kommen die Wörter ohne Nachhilfe richtig heraus: Äßmänteli, Fleisch, Hä[r]döpfel. Essig macht sie zu „Echiß“, Güetseli zu „Güsteli“. Was Urseli sich hier leistet, hat die Sprache in vielen Ausdrücken (Lautumstellung oder Metathesis) längst gutgeheißen; man denke etwa an raspeln (französisch râper) und rapsen, hinab und abhin („abbhi“), umher und herum, hindurch und „düre“, „dure“, an durch und englisch through, fürchten und fright, an den Bernstein, der eigentlich Brennstein heißen müßte, an Bord (blackboard) und Brett uff.

Wenn unsere Kleine weiter durch Auslassung von Lauten im Wortinnern oder durch „Köpfen“ und „Schwanzabschneiden“ gewaltsame Vereinfachungen an den Wörtern vornimmt — der Pullover heißt „Pover“, Spaghetti werden zu „Spatti“, das Papier zu „Pier“ —,

so ergänzt sie eigenmächtig die Reihe der allgemein anerkannten, wenn auch meist nicht mehr als solche erkannten Kurzformen: Albe (einstmals) ist entstanden aus alwë[ge]n, elf aus einlif; Frick kommt von Friedrich, Luß von Ludwig; Glaus, Klee, Klay, Kleeb usw. von Niklaus. Im Holländischen ist Bruder zu broer, nieder zu neer, wieder zu meer geworden.

„Gek hab ich ch[e]nuch.“ Mit diesem „gek“ für jetzt beschreitet das eigenwillige Kerlchen den der allgemeinen Regel entgegengesetzten Weg. Häufig verwandelt sich nämlich g in j (oder y): gumpe (hüpfen) taucht im Englischen als jump wieder auf (davon abgeleitet der Sumper); gähnen als yawn; Garten und jardin sind als Zwillinge leicht erkennbar. Die alte Gippe, ein Männerkleid (mit Bedeutungsverschiebung it. giuppa, franz. jupe) ist zur Toppe geworden; dem schweizerdeutschen gäch, gääi entspricht hochdeutsches jäh, dem Teps Gips. Goethe, Voß und andere sagten noch gäten statt jäten. — Immerhin gibt es auch Beispiele nach Urselis „gek“ = Manier. Aus dem altdeutschen jësen, schweizerdeutsch jäse, ist in der Hochsprache gären geworden; statt von Jenff wie unsere Vorfahren sprechen wir von Genf.

Das seltsamste Stück an Lautveränderung präsentiert unsere Sprachkünstlerin, wenn sie gelegentlich ch in f umwandelt (abgesehen davon, daß sie nach holländischer Art g zu ch verschiebt: chenuch = genug; chäll = gäll, auch Geld; Spys Chott, tränk Chott . . .). Da kann sie von den Räklein, die so „spizegi Ohrli“ und „sidedegi Höörli“ haben, behaupten: „Sie schlaffen ums Hüusli und packe die Müüsli . . .“ Oder der „Pauf“ (Bauch) tut ihr weh — vielleicht weil sie zu viel Hä[r]döpfelstoff (= stock) gegessen hat. So sonderbar ein solcher Lautwandel tönen mag, — die Sprache hat in vielen Fällen Urselis Methode vorweggenommen. Die Reibelaute ch und f stehen eben in naher Verwandtschaft zueinander; dies wird besonders deutlich dann, wenn ihnen der Verschlusslaut t folgt (wobei cht grundsätzlich dem norddeutschen, ft dem süddeutschen Sprachgebiet zugehört). Nebeneinander stehen z. B. Schachtelhalm und Schafelhalm, Schacht und Schaft; lichten (die Anker l.) und lüften (ein Geheimnis, den Schleier), der List (immer im Sinne von heben); Luft und holländisch lucht; achten („der Kapitän ging achten“) und After, englisch after (wards); stechen und Stift, sacht und sanft, engl. soft. Wichtrach im Aaretal heißt mundartlich Wistrech, das

luzernische Hochdorf (nach Paul Dettli, Ortsnamen S. 40) Hoftere. In verschiedenen Fällen hat die norddeutsche cht-Form den Sieg über die oberdeutsche Konkurrentin davongetragen: Aus Nistel ist Nichte geworden, aus ehaft oder est echt; siften, ein Wort, das in der Bedeutung von sieben allerdings noch da und dort in der Schweiz lebendig sein soll (Idiotikon VII, 370), ist durch sichten ersetzt, swiften (beruhigen, swift = ruhig) beschwichtigen. In gleicher Weise ist das mittelhochdeutsche geruofte, gerüefte (Rufen, Geschrei) verschwunden; unter dem Einfluß niedersächsischer Rechtsquellen sind — mit neuer Sinndeutung — die Ausdrücke Gerücht, berüchtigt, anrüch[t]ig, ruch[t]bar in Schriftsprache und Mundarten eingedrungen.

Daß, wie im „Fall Urseli“, die Lautverschiebung ch=f auch ohne den Einfluß des nachfolgenden t eintreten kann, beweisen verschiedene Beispiele. In den bernischen Mundarten kommen nebeneinander die Adverbien ueche, uche und ufe vor; dem hochdeutschen Wort Tucharte entspricht das mundartliche Tuferte; der Name des Bündnerdorfes Tuf bedeutet Toch; tauchen und taufen haben die genau gleiche Wurzel. Zu schleike (berndeutsch schleipfe) gehören Gschleipf, Geschleif, Schliif (gute Schlittelbahn). Die Schafmatt, ein früher starkbegangener Juraübergang, erinnert zu Unrecht an Schafe: alte Namenformen (1363) zeigen, daß es sich eigentlich um eine Schachmatte handelt. Das Gehöft Kalchmatt in Niederwangen bei Bern heißt im örtlichen Sprachgebrauch neben Chauchmatt auch Chauvmatt. Einzelne Entsprechungen, bei denen man wohl an Stelle des heute als f gesprochenen g (h) eine lautliche Zwischenstufe ch nach holländischer Art annehmen darf, finden sich im Englischen: lachen ist zu laugh, ruch (rauh) zu rough geworden.

Doch „chenuch“ der Theorie. Wir haben uns ohnehin schon weit genug entfernt vom unbeschwertem Daseinsbereich des quecksilbrigen Menschleins, das zu diesen Zellen den ungewollten Anstoß gegeben hat.

Hans Sommer

Das Sprachenrecht der Schweiz *

Juristische Fachkreise haben diese Dissertation als wichtigen und wertvollen Beitrag zur schweizerischen Verfassungsliteratur bezeichnet.

* Das Sprachenrecht der Schweiz. Von Zyrill Hegnauer. (Heft 3 der „Studien zur Staatslehre und Rechtsphilosophie.“) Verlag Schulthess & Co. AG., Zürich, 1947. Kart. 6 Fr.